

Hanna Schöllkopf

Ende eines literarischen Duetts

und

Wie Isaac Newton Goethes Faust zu spüren bekam

„Dieses Mal ist es wirklich soweit...“ Unsicher strich sich die Frau ihre braunen Haare aus der Stirn und fixierte Hilfe suchend ihren Gegenüber. Dieser reagierte mit einem unverbindlichen Nicken. Es war nicht das erste Mal, dass er in das geräumige Haus an der Esplanade gerufen wurde. „Wo befindet er sich denn?“

Unter dem Dach des zweistöckigen Gebäudes tanzten Staubkörner im gebrochenen Strahl des hereinfallenden Sonnenlichts. Man schrieb bereits den 09. Mai und nach einem ungewöhnlich kalten und langen Winter schien es nun, als wollte der Frühling die Weimarer Bevölkerung durch besonders viel Sonne versöhnen.

„Seit Tagen liegt er nun schon hier oben.“ Vor einer Tür am Ende des Ganges blieb die Frau stehen. „Chronische Lungen- und Bauchfellentzündung, meint der Arzt...“, und leise, fast flüsternd, fügte sie hinzu: „Er phantasiert heftig...“ Vorsichtig öffnete sie die Tür und forderte den Besucher mit einer knappen Handbewegung auf, ihr zu folgen. Nach kurzem Zögern kam dieser ihrer Aufforderung nach und betrat das Zimmer des Kranken. Unwillkürlich hielt er den Atem an. Im Raum war es stickig und heiß. Vor einem Bett in der Ecke des Zimmers drängten sich drei Kinder. Das Älteste, ein Junge von schätzungsweise zwölf Jahren, trug ein viertes Kind, kaum älter als ein halbes Jahr, im Arm. Die anderen beiden, ein kleines Mädchen von sechs sowie ein Junge von ungefähr neun Jahren, starrten schüchtern und verwirrt auf den Mann mit dem langen schwarzen Gewand, welcher zusammen mit ihrer Mutter das Zimmer des Vaters betreten hatte.

„Karl Ludwig Friedrich“, begann die Frau und sah dabei ihrem ältesten Sohn fest in die Augen, „nimm die Kleinen und geh´ mit ihnen nach unten. Ich möchte nicht, dass sie zusehen, wie ihr Vater...“ Sie brach ab. Ein Stöhnen, gefolgt von

undeutlichem Gemurmel, drang aus der Kehle des Kranken. Das Baby begann leise zu weinen. Im Gänsemarsch verließen die Kinder das Zimmer.

Der schwarz gekleidete Mann sah sich im Raum um. Sein Blick blieb an dem großen Schreibtisch am Fenster hängen. Handbeschriebene Papierbögen bedeckten die Arbeitsfläche. „Demetrius“ war auf einem der Bögen zu lesen. „Sie müssen die Unordnung entschuldigen.“ Die Frau war den Blicken des Mannes gefolgt. Fast ehrfürchtig antwortete dieser: „Wie heißt es so schön?...Das Genie beherrscht das Chaos...“ Er nahm den Schreibtischstuhl und setzte sich an das Bett des Kranken. Die Frau stellte sich an das Fußende. Die Krankheit hatte deutliche Spuren auf dem Gesicht ihres Mannes hinterlassen. Wie brüchiges Pergament spannte sich die weiße Haut über den hervortretenden Wangenknochen. Die ohnehin spitze Nase ragte nun unnatürlich groß aus dem Gesicht. Das feuerrote Haar klebte an der schweißnassen Stirn und der ausgezehnte Körper wurde von Fieberkrämpfen geschüttelt. Wortfetzen drangen aus der trockenen Kehle und plötzlich, in einem kurzen Aufbäumen, riss der Kranke die verschleierte Augen auf. Als er den Mann neben seinem Bett erblickte, huschte ein gequältes Lächeln über sein Gesicht:

„Pfarrer Moser... ich werd´ meine Hausaufgaben machen... versprochen... Pflanzschule... Maria, komm vom Fluss weg... Wasser... tief... gefährlich... Nein, Vater... nicht auf die Solitude, niemals... Mama... noch eine Geschichte, bitte... Wer muss zählen?... Eins zwei, eins zwei,... Christophine, versteck dich!... der Herzog... Eckstein, Eckstein, alles muss versteckt sein...“ Mit einem tiefen Seufzer schloss der Kranke die Augen und begann schwer und unregelmäßig zu atmen. „Wie kommt er auf den Namen Moser?“ Fragend blickte der Mann die Frau an. Diese erwiderte den Blick und begann zögernd:

„Als mein Mann fünf Jahre alt war, erhielt er Elementarunterricht bei Pfarrer Moser in Lorch. Geboren wurde er allerdings in Marbach am Neckar. Sie können sich kaum vorstellen, wie stolz und glücklich die Eltern waren, als vor 46 Jahren am 11. November ihr erster und einziger Sohn Johann Christoph Friedrich das Licht der Welt erblickte. Friedrich wuchs in sehr bescheidenen Verhältnissen auf. Sein Vater Johann Caspar war jedoch überzeugt davon, dass dem Sohn eine große Zukunft bevorstand und machte sich somit mit der ihm eigenen Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit daran, Friedrich auf „das Leben“ vorzubereiten. Gewiss, er wollte nur das Beste für den Sohn. Allerdings kam Friedrich mit der strengen, von der starken und dominanten Hand eines herzoglich- württembergischen Offiziers geführten Erziehung nicht zurecht. Sie müssen wissen, der Vater war Wundarzt, später Werbeoffizier, Hauptmann und Verwalter der Hofgärten und Baumschulen auf der Solitude. Immer häufiger flüchtete Friedrich in die Gefühls- und Phantasiewelt der Mutter Elisabeth Dorothea - sie ruhe in Frieden.

Doch die Erziehung hatte auch ihre guten Seiten. Die pietistische Haltung der Eltern sowie die von sittlich- vernünftigen Grundsätzen geleitete Frömmigkeit

hat Friedrich sich bis heute bewahrt. Von dem vom Vater vorgelebten unermüdlichen Wirkungsdrang ganz zu schweigen...“

Lächelnd ließ die Frau ihren Blick durch das mit allerlei Schriften angefüllte Zimmer schweifen.

„Und die Frauen?“, fragte der Mann.

„Wie bitte? Ich verstehe nicht recht...“ Irritiert fixierte die Frau den Sitzenden. Dieser wurde rot und bemerkte eilig: „Ihr Mann hat vorhin ein paar Namen erwähnt...“

Das Gesicht der Frau entspannte sich. „Ach so, Sie meinen seine Schwestern. Insgesamt hatte er fünf Geschwister, alles Mädchen. Allerdings verstarb eine der Schwestern, Beate Friederike, unmittelbar nach der Geburt. Seine Lieblingsschwester Christophine ist nur zwei Jahre älter als er. Die anderen drei, Luise, Maria und Nanette, sind und waren- die beiden jüngsten sind bereits verstorben- jünger als Friedrich. Er war demnach der Hahn im Korb...“

Im Jahre 1766, als Friedrich sieben Jahre alt war, zog die Familie nach Ludwigsburg. Ein Jahr später schickte sein Vater ihn auf die Lateinschule. Hier entdeckte Friedrich wohl zum ersten Mal seine Neigung zum Pfarrerberuf.“

„Er wollte Pfarrer werden?“ Die Frage des Mannes unterbrach den Redefluss der Frau. Diese begleitete ihre Antwort mit einem traurigen Nicken. „Leider wurde nichts aus diesem Traum. Auf Geheiß des Herzogs Karl Eugen von Württemberg schickte Friedrichs Vater seinen Sohn, welcher zu diesem Zeitpunkt gerade mal 13 Jahre zählte, auf die neu gegründete militärische Pflanzschule, heute bekannt als Karlsschule, auf der Solitude.“

Mein Mann sprach nicht oft von dieser Zeit. Und wenn er es tat, voll Bitterkeit und Wut. Sieben Jahre lang war er in das Korsett penibelster Ordnung gepresst, musste Demütigungen und Entwürdigungen über sich ergehen lassen und sich der militärischen Disziplin beugen. Die Erfahrungen dieser Zeit haben sich tief in sein Gedächtnis eingebrannt – sie haben sein gesamtes Leben bestimmt und ihn zu dem gemacht, was er heute ist – ein Kämpfer; Ritter der physischen sowie metaphysischen Freiheit.“

Ihre Stimme erstarb. Tränen füllten ihre Augen. „Entschuldigen Sie, Hochwürden. Es ist nicht meine Art zu weinen. „Wir müssen stark sein“, hat Friedrich immer gesagt. Stark – das war er sein ganzes Leben lang. Äußerlich hatte es den Anschein, als hätte er sich in sein Schicksal gefügt. Innerlich lehnte er sich jedoch mit aller Kraft gegen die militärischen Zwänge auf. Obwohl Besitz und Lektüre schöngestiger Schriften verboten waren, fanden die Werke Klopstocks und Lessings dennoch heimlich Eingang in Friedrichs Leben. Er war fasziniert von der Leidenschaft, der Freiheit und der tiefgründigen Gefühle, welche durch den darin beschriebenen Genius zum Ausdruck kamen. Mit derselben Leidenschaft verschlang er in den nachfolgenden Jahren Werke von Shakespeare, Rousseau und Ossian. Darüber hinaus wuchs sein Interesse an philosophischen Schriften. Hieraus ergab sich für ihn auch das Problem der

Begründung und Sicherung der Freiheit angesichts des Zusammenhangs der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen - mit diesem Gedanken überschrieb Friedrich seine Prüfungsarbeit, welche im Jahr 1780 erschien und den Abschluss seines Medizinstudiums bildete. Ursprünglich wollte er Jura studieren, verwarf diesen Gedanken jedoch wieder, als die Militärakademie 1775 nach Stuttgart verlegt wurde.“

„Ein wahrhaft bewegtes Leben.“ Der Kommentar des Mannes riss die Frau aus ihren Gedanken.

Erstaunt sah sie den Mann an. „Bewegt“, wiederholte sie leise, „das klingt schön. Zeit seines Lebens hatte Friedrich das Gefühl vieles versäumt zu haben. Aus diesem Gefühl entwickelte er eine unglaubliche geistige sowie körperliche Dynamik. Seine innere Unruhe drängte ihn täglich dazu, alles, was er versäumt und was ihm verwehrt worden war, mit ungeheurem Aufwand an Energie doch noch zu erzwingen. Der Kampf für Gerechtigkeit und Menschlichkeit wurde für ihn zum Lebensinhalt und er ließ sich von nichts und niemandem einschüchtern. Nicht einmal der eigene Körper, gezeichnet von zahlreichen Krankheiten und Gebrechen, konnte ihn zum Innehalten zwingen.“

Es schien, als wollte sich die Frau am Fußende des Sterbebettes ihres Mannes selbst Mut zusprechen. Sie hatte wohl nicht mit dem Einspruch von Seiten des Kranken gerechnet, dessen Gemurmel mittlerweile von einzelnen Ausrufen kommentiert wurde: „Hab ich... Tod... tausend Röhren... gehört...da steh ich... Rande...entsetzlichen Lebens...“

Erstaunt starrte der schwarz gekleidete Mann auf den Mund des Kranken.

„Seltsam, mir scheint als hätte ich diese Worte schon einmal gehört... Es muss schon lange her sein. Vielleicht 20 Jahre? Damals arbeitete ich in Mannheim. Das waren noch Zeiten! Sie müssen wissen, gnädige Frau, ich bin begeistert von den Werken Ihres Mannes. Meine heimliche Leidenschaft gilt dem Theater. Kein Stück, das ich nicht gesehen und mit Spannung und Hingabe verfolgt hätte! Die Räuber!“

Der Mann war von seinem Stuhl aufgesprungen. Sein Gesicht glühte. „Die Worte stammen aus einem Drama Ihres Mannes. Die Uraufführung fand am 13. Januar 1782 in Mannheim statt. Nun weiß ich endlich, worin die Wurzeln dieses politisch- revolutionären Aufschreis gegen tyrannische Staatsgewalt liegen.“ Die Frau hatte interessiert zugehört und ergriff nun das Wort: „Sie sind ein aufmerksamer Beobachter. Bereits 1777, noch als Zögling der Stuttgarter Militärakademie, begann Friedrich die Räuber, getrieben von dem Hass auf Herzog Karl Eugen. 1781, ein Jahr nach seiner Entlassung aus der Hohen Karlsschule und seinem Amtsantritt als Regimentsmedikus in Stuttgart, war das Werk beendet. Friedrich ließ es im Selbstverlag und anonym erscheinen. Umgearbeitet von dem Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters Dalberg, wurde das Werk ein unerwarteter Erfolg. Mein Mann reiste unerlaubt zur Uraufführung der Räuber nach Mannheim. Dies blieb natürlich nicht ungestraft.“

Eine mehrwöchige Arreststrafe für eine zweite offenbar gewordene Reise in die Kurpfalz sowie das herzogliche Verbot jeder weiteren poetischen Beschäftigung ließen Friedrichs Entschluss zur Flucht nach Mannheim reifen. Diese gelang mit Hilfe seines Freundes Andreas Streicher im September 1782.

Allerdings folgten bittere Enttäuschungen. Zweimal wurde Friedrichs Werk „Fiesko“ vom Mannheimer Theater abgelehnt und die Freunde mussten mehrmals aus Sicherheitsgründen ihren Aufenthaltsort wechseln. In diese völlig ausweglosen Lage trat dann glücklicherweise eine mütterliche Freundin aus Stuttgart, Frau von Wolzogen, welche den beiden Künstlern ihr kleines Gutshaus im thüringischen Bauerbach zur Verfügung stellte.

In den folgenden Monaten widmete mein Mann seine ganze Aufmerksamkeit den Entwürfen zu seinem bürgerlichen Trauerspiel ´Kabale und Liebe´, damals bekannt unter dem Titel ´Luise Millerin´, sowie dem ´Don Karlos´- Stoff und den Aufzeichnungen zu Maria Stuart. 1783 kehrte Friedrich als Theaterdichter nach Mannheim zurück und gewann durch seine Arbeit das Interesse des Herzogs Karl August, welcher ihn zum Rat unserer schönen Stadt Weimar ernannte.

Nachdem Dalberg meinen Mann abermals fallen ließ, indem er dessen Vertrag im folgenden Jahr nicht erneuerte, brach wieder einmal eine schwierige Zeit an. Der Versuch meines Mannes, sich durch die Gründung einer Zeitschrift, der ´Rheinischen Thalia´, zu halten und somit der wachsenden Schuldenlast zu begegnen, schlug fehl. Zudem hatte er sich das „kalte Fieber“ zugezogen, eine Seuche aus den versumpften Festungsgräben der Stadt, welche ihm in unregelmäßigen Zeitabständen bis heute zu schaffen macht.“

Besorgt hielt die Frau inne und betrachtete ihren Mann. Tröstend nahm ihr Zuhörer ihre Hand. Situationen wie diese erlebte er nicht zum ersten Mal. Trotzdem fiel es ihm immer wieder schwer, die richtigen Worte zu finden: „Wir dürfen auf den Beistand Gottes vertrauen. Seine Liebe überwindet die Dunkelheit und führt uns zum Licht..“

Die Frau lächelte. „Sie haben Recht. Mein Mann durfte dies am eigenen Leib erfahren. In seiner Not enthüllte er seine finanzielle Lage unbekanntem Verehrern, welche ihm einige Monate zuvor einen enthusiastischen Brief geschrieben hatten, und erhielt prompt eine Einladung nach Leipzig. Die folgenden zwei Jahre, 1785 bis 1787, verbrachte mein Mann bei seinem Freund Christian Gottfried Körner in Leipzig und Dresden. Einerseits unendlich erleichtert durch die finanzielle Unterstützung, andererseits gerade durch diese Abhängigkeit in seiner Produktivität gehemmt, entschloss er sich zu einem Aufenthalt hier in Weimar - ein Muss für alle großen Schriftsteller und Denker! Friedrich erhoffte sich dadurch, seine „verlorene Freiheit“ wieder zu gewinnen und natürlich von den geistreichen Einflüssen seiner angesehenen „Sinnesbrüder“ zu profitieren. Der Geheimrat Goethe weilte zu dieser Zeit leider in Italien,

jedoch konnte mein Mann wertvolle Verbindungen zu Schriftstellern wie Herder und Wieland knüpfen.

Es war eine ungemein bereichernde Zeit! Friedrich schrieb damals vor allem an historischen Darstellungen, der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges sowie an der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, die ihm 1789 eine unbesoldete Professur für Geschichte an der Universität in Jena einbrachte. Zuvor allerdings verweilte er einige Wochen in Rudolstadt. Ich erinnere mich noch genau an unsere erste Begegnung. Im Gegensatz zu Goethe, welcher, eben von seiner Italienreise zurückgekehrt, mit der Leidenschaft meines Mannes wenig anzufangen wusste, fühlte ich mich sofort zu ihm hingezogen. Nie zuvor hatte ich einen Menschen mit dieser Kraft und Energie kennen gelernt! Er hat mein Herz im Sturm erobert...“

Liebevoll sah die Frau ihren Mann an. Als sie weiterredete hatte ihre Stimme einen weichen, beinahe verträumten Klang angenommen. „Wir heirateten im Februar 1790. Es war die glücklichste Zeit meines Lebens. Friedrich ist ein Kavalier, müssen Sie wissen. Sehr geschickt im Umgang mit Frauen...

Doch das Glück währte nicht lange. Bereits ein Jahr später musste ich zum ersten Mal um das Leben meines Mannes bangen. Er erlitt einen schweren gesundheitlichen Rückschlag, wahrscheinlich Folge des Mannheimer Fiebers. Seither lebt er im steten Bewusstsein der drohenden Nähe des Todes.

Doch gerade auf diesem gebrechlichen Grunde schuf er die meiner Meinung nach größten Werke seines kurzen Lebens.“

Betreten schaute der geduldige Zuhörer zu Boden. Dieser unglaubliche Mann, an dessen Bett er gerufen wurde, rang mit dem Tode und es war offensichtlich, dass es der erste und letzte Kampf werden sollte, den er verlieren würde.

In die bedrückende Stille hinein sprach die Frau weiter: „Die Zeit nach seiner schweren Erkrankung verbrachte mein Mann mit dem Studium der Philosophie Kants. Vor allem bemühte er sich um eine tragfähige Auffassung der Welt und der geistig- sittlichen Bestimmung des Menschen, insbesondere aber des Wesens und der Sendung der Kunst.

Mir persönlich machten zu dieser Zeit viel mehr unsere finanziellen Nöte zu schaffen und wieder einmal waren wir auf die Hilfe anderer angewiesen. Im Jahre 1794 reisten wir in Friedrichs Heimat, unter anderem in das reizende Tübingen. Eine Professur an der dortigen Universität lehnte er allerdings ab. Unterstützt durch den Verleger Cotta kam es 1795 zur Gründung der ´Horen´.“ Interessiert horchte der Mann auf. „Diese Schriften schätze ich besonders. Mit Spannung erwartete ich jeden Monat die neue Ausgabe und selbst heute verbringe ich noch höchst beglückende Stunden mit der Lektüre zur ästhetischen Erziehung des Menschen. Wirklich schade, dass der Vertrieb dieser beachtenswerten Monatsschrift bereits 1798 wieder eingestellt wurde. Mit Verlaub, aber auf den nachfolgenden „literarischen Feldzug“, welcher Ihr Mann in Zusammenarbeit mit dem Geheimrat Goethe gegen „literarische Gegner“

führte und unter dem fragwürdigen Decknamen ´Xenien´ im Rahmen seines Musenalmanachs veröffentlichte, hätte ich hingegen problemlos verzichten können.“

„Darüber lässt sich streiten...“, entgegnete die Frau ausweichend.

Ihr Blick wanderte zu einem Stapel Briefe, welcher, von einer Kordel gehalten, an der Wand neben dem Schreibtisch lehnte. „Wissen Sie, Hochwürden, ich bin aus der

besonderen Freundschaft zwischen Friedrich und dem Geheimrat nie ganz schlaugeworden. Zuerst hatten sie lange Zeit nur Verachtung und Ignoranz für das Leben und Wirken des anderen übrig und nun scheint es, als könne der eine nicht mehr ohne den anderen sein. Was glauben Sie, weshalb wir hier in Weimar und nicht in unserem hübschen Gartenhaus in Jena oder bereits in der preußischen Hauptstadt Berlin leben? Die Quelle, aus der mein Mann immer wieder neue Kraft schöpfte, welche ihn bis zu diesem Zeitpunkt seine Krankheit besiegen ließ und ihn zu unglaublicher schriftstellerischer Produktivität und Kreativität führte, trägt den großen Namen „Goethe“. Dieser wiederum profitierte von der Energie und der Antriebskraft meines Mannes. Einmal sagte er sogar, er verdanke Friedrich einen „neuen Frühling“.

Gegenseitig spornten sie sich zu Meisterleistungen an!

Nachdem mein Mann sieben Jahre lang ausschließlich historische und philosophische Werke verfasst hatte, kehrte er nun unter dem Einfluss Goethes zur Dichtung zurück. Auf das „Xenienjahr“ folgte 1797 das „Balladenjahr“.

Gattungsprobleme diskutierend schufen die beiden ihre großen Balladen wie um die Wette. Außerdem begann Friedrich mit der Arbeit am ´Wallenstein´, welcher 1799 beendet wurde und ihm die Rückkehr zu seiner eigentlichen Berufung als Dramatiker ermöglichte. Fortan schrieb mein Mann wie in Trance. Nahezu Jahr für Jahr vollendete er andere Dichtungen und ein neues Drama.“

Zustimmendes Nicken von Seiten des Mannes ließ die Frau innehalten. Begeistert ergriff dieser das Wort: „Ich habe keine der Aufführungen verpasst. Vor fünf Jahren, im Jahre 1800, kam ich in den Genuss seines Dramas ´Maria Stuart´. Ein Jahr später folgte die Uraufführung der ´Jungfrau von Orleans´ und wiederum nach zwei Jahren beglückte Ihr Mann mich mit der ´Braut von Messina´. Sein bislang größtes Werk ist in meinen Augen jedoch ´Wilhelm Tell´ - eine Homage an die Freiheit!“

Die Frau lächelte amüsiert. „Leider konnte ich Ihre Begeisterung lange Zeit nicht teilen. In den letzten Jahren war unsere Ehe einer Kräfte raubenden Zerreißprobe ausgesetzt. Es gab Wochen, in denen ich Friedrich kaum zu Gesicht bekam. Er pflegte morgens lang zu schlafen und machte nicht selten, von Krämpfen geschüttelt, die Nacht zum Tag. Wenn ich ihn auf seinen ungesunden Lebensrhythmus aufmerksam machte, verbarrikadierte er sich in seinem Arbeitszimmer und ließ sich tagelang nicht mehr blicken. Zeitweise musste ich ihn darauf aufmerksam machen, dass weder ´Maria Stuart´ noch ´Die Jungfrau

von Orleans´, welchen er in den letzten Jahren besonders viel Aufmerksamkeit zukommen ließ, täglich seine Wäsche wuschen oder aber ihm eine warme Mahlzeit kochten. Doch auch in dieser Situation wirkte sich die Freundschaft zu Goethe positiv aus. Kein Tag verging, an dem sich Friedrich und der Geheimrat nicht getroffen oder gesprochen haben. So fand Friedrich zu einer geregelten Tagesordnung zurück.“

Der Mann schmunzelte. „Es muss wohl ein echter Glückstag gewesen sein, als der Geheimrat Goethe in das Leben Ihres Mannes trat...“

„Ja, aber man musste die beiden ganz schön zu ihrem Glück zwingen. Unzählige Male habe ich meinen Mann auf die Vorzüge und Vorteile einer Freundschaft mit dem Geheimrat aufmerksam gemacht. Als er sich dann endlich aufraffte und dessen Nähe suchte, zeigte sich Goethe überaus reserviert und abweisend. Friedrichs Beschäftigung mit Philosophie und Dramatik interessierte den Naturforscher damals nur am Rande. Erst 1794 kam es zu einer erneuten Annäherung, indem mein Mann Goethe schriftlich zur Mitarbeit an den ´Horen´ einlud. Dieser stimmte zu und kurz darauf fand ein Gespräch statt, welches endgültig den Freundschaftsbund besiegelte. Der Inhalt dieses Diskurses gründete auf einem Vortrag, gehalten während einer Veranstaltung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena, welcher die beiden Männer zu einem Austausch über mögliche Alternativen der Wissenschaft anregte. Goethe erzählte Friedrich von seiner Theorie zur Urpflanze.

Sie können sich kaum vorstellen, wie begeistert mein Mann an jenem besagten Abend nach Hause kam. Obwohl er längst nicht mit allen Ansichten Goethes übereinstimmte - und dies bei weitem auch heute noch nicht tut - begeisterte ihn dessen Naturnähe und Persönlichkeit. Diese Begeisterung animierte ihn, sich in einem Brief an den neuen Freund mit dessen Person und Wesen auseinanderzusetzen. Das Eis war gebrochen.“

Während sie sprach, war die Frau immer näher an den Briefstapel heran getreten. Sie löste die Kordel, nahm den obersten Brief und begann zu lesen: „Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmeres Geschenk werden können als Ihr Brief, mit welchem Sie mit freundlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.“¹

Sorgfältig faltete die Frau das Papier zusammen und legte es zurück zu den anderen. Dann wandte sie sich wieder dem Besucher zu. „Unaufhörlich zu treiben, zu mahnen, anzuregen - das war das Amt meines Mannes. Hierfür setzte er seinen ganzen Charme und rhetorisches Können ein. Zum Beispiel drängte er Goethe, die Arbeit am ´Faust´ wieder aufzunehmen. Darüber hinaus entpuppte sich mein Mann als geduldiger und interessierter Zuhörer, bei dem Goethe die lang vermisste Resonanz für seine in Italien gewonnene Erfahrung der Antike fand. Der Geheimrat wusste die Freundschaft meines Mannes wohl zu schätzen.

Vor ein paar Tagen erhielt ich einen Brief, in dem er sich besorgt nach dem Wohlbefinden des „Hofrats Schiller“ erkundigt und mir ein Rezept zukommen lässt. „Teltower Rübchen“ – nur das Feinste. Ich solle zusehen, dass mein Mann bald wieder auf den Beinen ist. Ich fürchte, ich muss den Herrn Goethe enttäuschen...“

Betreten schaute der Mann zu Boden. In diesen Situationen wünschte er sich oft, er hätte einen anderen Beruf erlernt.

Das Schweigen war ihm unangenehm und so begann er vorsichtig: „Gnädige Frau, je mehr Sie mir über Ihren Mann erzählen, desto größer wird meine Achtung vor ihm, seinem Leben und natürlich seinem Lebenswerk. Besonders spannend finde ich seine Freundschaft zu dem Geheimrat Goethe und ich habe schon immer

¹ Geschichte mit Pfiff 3/99: „Das literarische Duett“, S. 20 f

bedauert, dass von den beiden nicht mehr kritische Auseinandersetzungen, die Natur und den Menschen betreffend, existieren. Vorhin haben sie deren Interesse an den Naturwissenschaften erwähnt. Ich würde gern wissen, was es damit auf sich hat...“

„Leider kann ich Ihnen dazu nicht mehr erzählen. Über diese Dinge hat Friedrich nie mit mir gesprochen. Allerdings hat er vor einiger Zeit einen Briefwechsel zwischen ihm und dem Herrn Goethe erwähnt. Tagelang war mein Mann damals nicht ansprechbar. Er nannte seinen Freund einen „sturen Kopf“ und auf meine Frage, was ihn so bewege, antwortete er nur, der Geheimrat verweile, was die Erforschung der Natur betreffe, noch im dunklen Mittelalter.“

Die Frau begann den Stapel Briefe zu durchsuchen. Gespannt schaute ihr der Mann dabei zu. Mit einem zufriedenen Nicken drehte sich die Frau zu ihrem Gast um und reichte ihm einige Aufschriebe und Briefe. „Bitte schön, mein Mann hat die Antwortschreiben immer zweimal verfasst, sodass er immer nachlesen konnte, was ihm durch die Feder gekommen war. Bleiben Sie bitte bei ihm. Ich muss nach den Kindern schauen- und bitte rufen sie mich, wenn sich sein Zustand verändert...“

Der Mann schaute der Frau nach, bis diese leise die Türe hinter sich geschlossen hatte. Er strich sich sein Gewand zurecht, nahm mit vor Aufregung zitternden Fingern den ersten Aufschrieb zur Hand und begann zu lesen:

16. Oktober 1797

Werter Geheimrat,

nach erneuter Lektüre Ihres begeisternden Werkes „Faust. Ein Fragment“ möchte ich Ihnen hiermit, wie im letzten Schreiben versprochen, meine

Erwartungen und Desideria mitteilen. Wie immer geschieht dies mit Freuden und ungetrübter Hochachtung.

Ihrem letzten Brief kann ich entnehmen, dass Ihnen meine Ausführungen zu dem von Ihnen bereits angesprochenen Konflikt, ausgelöst durch die Duplizität der menschlichen Natur, zusagen und Sie eine „faustische“ Ausführung in Betracht ziehen.

Ich hoffe sehr, dass die vorliegenden Zeilen ebenfalls Ihrem Geschmack sowie Ihren Erwartungen entsprechen.

Besonders angetan bin ich von der Szene „Nacht“.

Höchst interessant, wie treffend Sie darin das Bestreben der Menschheit, derzeit offenbart durch den Hang zu wissenschaftlichen Untersuchungen, auf den Punkt bringen: „Dass ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält“ – welch großes Zeugnis der edlen Sehnsucht eines Menschen und gleichsam jenes seiner ungebrochenen Hybris.

Allerdings muss ich hinzufügen, dass mich einiges, insbesondere das Vorgehen Fausts, befremdet und ich aus manchen Überlegungen nicht so recht schlau werde. Woher, lieber Geheimrat, nehmen sie diese unglaubliche Begeisterung für Mystik, Magie und „Hermeneutik“, jene Geheimwissenschaft, die bestrebt ist, einen Zusammenhang zwischen allen Lebensbereichen, vom Höchsten bis zum Niedersten, herzustellen? „Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt!“ – dies hört sich natürlich phantastisch und äußerst harmonisch an, widerspricht allerdings dem aktuellen Stand der Naturwissenschaft. Sind Sie nicht der Meinung, dass wir durch moderne Wissenschaftsmethoden theoretischer Abstraktion, mathematischer Grundlagenberechnung und des exakten Experiments unseren Faust nicht schneller und sicherer ans Ziel bringen können? Was hat die Magie, das „Philosophie, Juristerei und Medizin“ nicht bieten können? Mit Verlaub, aber worauf gründet sich eigentlich Ihre offensichtliche Abneigung gegen Theologie?

Entschuldigen Sie, es war nicht meine Absicht, Sie mit Fragen zu überhäufen... Die letzten Wochen habe ich mir immer wieder die Zeilen 354 bis 597 zu Gemüte geführt. Werter Geheimrat, Sie sind ein Genie, Sie haben mich in Ihren „faustischen Bann“ gezogen... Allerdings plagten mich im Gegensatz zu Ihrem Faust sowohl „Skrupel“ als auch „Zweifel“ und ich fürchte, ich bin „so klug, als wie zuvor“!

Ich hoffe, meine Überlegungen konnten Ihre Ideenmasse in Bewegung bringen und verbleibe mit hochachtungsvollen Grüßen.

Hofrat Schiller

Nachdenklich legte der Mann den Aufschrieb zur Seite. Nachdem er das Gelesene noch einmal überdacht hatte, begann er, gespannt auf die Entgegnungen des Geheimrats, mit der Lektüre des Antwortbriefes:

01. November 1797

Werter Hofrat,

Ihr Brief hat mein Innerstes wahrhaft in Bewegung gebracht und ich fühle mich einmal mehr in meiner Vorgehensweise des naturwissenschaftlichen Forschens bestärkt.

Sie müssen wissen, ich bin zu der Einsicht gekommen, dass die Poesie zwar „das Schöne“, die Naturwissenschaft jedoch „das Erhabene“ ist. Können Sie sich den Schmerz vorstellen, welcher mein Innerstes bei dem Anblick der geliebten Natur, verstummt auf der Folter grilliger Theoristen und kricklicher Beobachter, durchströmt?

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, lieber Hofrat, ich spreche mich nicht grundsätzlich gegen die Erforschung und die daraus resultierende Nutzbarmachung der Natur aus – bei weitem nicht. Ich beobachte jedoch mit Schrecken, wie sich die „Herren Wissenschaftler“ aus ihrer Verantwortung gegenüber unserer Existenzgrundlage stehlen. Wie können sie so närrisch sein, zu denken, die Natur sei eine unerschöpfliche Quelle? Durch das Vorgehen Fausts möchte ich eine Alternative zur neueren Physik aufzeigen, auf dass diese in Zukunft die Menschheit mit ihren abstrusen, wunderlichen Hypothesen verschont.

Die Natur ist ein großes Ganzes, in welchem der Mensch seinen Platz hat! Merken Sie nicht, welche unverzeihbaren Fehler die Physiker, Mathematiker und all die anderen bedauerlichen Kreaturen begehen, indem sie die Experimente vom Menschen absondern und sich ganz auf die vermeintliche Erkenntnis künstlicher Instrumente verlassen? Wie beengt muss deren Weltbild sein. Zu dieser Erkenntnis gelangt auch Faust: „Statt der lebendigen Natur, da Gott die Menschen schuf hinein, umgibt in Rauch und Moder nur dich Tiergeripp und Totenbein.“

Natur und Mensch bilden eine Einheit – wir dürfen nicht zulassen, dass ein paar närrische Kerle, wie dieser Newton, sie zu Kontrahenten machen! Ich habe erkannt, dass die Phänomene selbst die Lehre sind und wahre Erkenntnis nur durch reine Naturbeobachtung und –beschreibung zu erlangen ist. Dies möchte ich der Welt mitteilen, wenn ich schreibe: „Und wenn Natur dich unterweist, dann geht die Seelenkraft dir auf.“ (Z. 423 f) Wissen Sie, lieber Hofrat, etwas von dieser Kraft spüre ich wahrhaftig, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne die Welt für einen kurzen Moment in ein warmes, rotes Licht tauchen, wenn weit oben am Himmel eine grau gefärbte Wolke in besonders schöner Form vorbeizieht, wenn die Pflanze vor meinem Fenster über Nacht eine Blüte hervorbringt; ohne Zweifel, es gibt sie, diese Seelenkraft, welche aus der Ordnung des Kosmos hervorgeht. Faust spürt dieser Ordnung nach, er muss sie verstehen – ich muss sie verstehen.

Bereits als ich noch in Frankfurt weilte und mich dort in den Jahren 1768 und 1769 eine lebensbedrohliche Krankheit ans Bett fesselte, beschäftigte ich mich mit allerlei mystischen, alchemistischen und hermetischen Schriften. Man könnte durchaus sagen, ich hätte mich der Magie ergeben. Diese Einstellung steht übrigens in keinerlei Widerspruch zur religiösen Weltanschauung. Die innere Ordnung des Weltalls setzt durchaus einen

Schöpfungsakt voraus, wobei sich das Göttliche in allen natürlichen Erscheinungen präsentiert. Zugegeben, ich ziehe diese Theorie einem Theologiestudium vor!

Die eben genannten Gedanken spiegeln sich in den Beschreibungen zum Erdgeist sowie in dem Motiv des Makrokosmos wieder:

„Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen und sich die goldnen Eimer
reichen! Mit segenduftenden Schwingen vom Himmel durch die Erde
dringen, harmonisch all das All durchklingen!“

Ich bin überzeugt und habe in Ansätzen bereits bewiesen, dass alles miteinander zusammenhängt, das Mineralische, Vegetabile und Animalische. Wäre mir sonst diese wunderbare Entdeckung der Urpflanze und des Zwischenkieferknochens des Menschen gelungen? Ich durfte durch Beobachtung erfahren, dass alles vegetabile Leben einem gemeinsamen Bauplan folgt und der Mensch aufs Nächste mit den Tieren verwandt ist. Wir alle – Sie und ich – sind nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie...

Diese Überzeugung ist Antriebskraft für meine nun schon jahrelange Suche nach dem „trüben Medium“, welches in das Zusammenspiel von Licht und Finsternis einwirkt und uns durch die Mannigkaltigkeit der Farberscheinungen beglückt.

Wie Sie sicherlich bereits erkannt haben, bin ich fasziniert von der Welt der Farben! Sie haben gewiss eine sinnlich– sittliche Wirkung auf den Menschen und meine Italienreise lehrte mich, dass es „charakteristische“ sowie „charakterlose“ Farbzusammenstellungen gibt. Was halten Sie von meiner Idee, diese Eindrücke festzuhalten?

Meiner Meinung nach, hätte unsere Welt eine etwas andere Betrachtung der Dinge dringend nötig. Besonders seitdem sich die Menschheit an die fragwürdigen Schriften Newtons und Kants klammert, wie ein Schiffbrüchiger an das rettende Seil. Ich musste mit Schrecken feststellen, dass auch Sie, werter Hofrat, eine gewisse Zuneigung zu den Gedanken dieses Philosophen zeigen. Ich kann Sie verstehen, solange Sie sich auf Schriften konzentrieren, welche unsere ursprüngliche Empfindung, mit der Natur im Einklang zu leben, erhöhen und sichern.

Auch die Lösung der Philosophie von den Naturwissenschaften kann ich nicht billigen.

Allerdings neigt dieser Kant häufig zum scharfen Trennen und kritischen Ausschneiden. Auch er zerlegt die Welt – und irrt.

„Wenn nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet, der immerfort an schalem Zeuge klebt, mit gier´ger Hand nach Schätzen gräbt, und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!“

Würden Sie sich mit Regenwürmern zufrieden geben? Wir dürfen uns nicht an Einzelheiten aufhalten, sondern unseren Weg über das Ganze suchen und vor allem nicht die Idee höher halten als die Natur!

Mit Freude erwarte ich Ihre Antwort und werden Sie bitte nicht müde, mir durchaus Ihre Meinung zu sagen.

Leben Sie recht wohl und grüßen Sie die liebe Frau.

Geheimrat Goethe

Fasziniert ließ der Mann den Brief sinken und rieb sich den schmerzenden Rücken. Lange hatte er nicht mehr solch interessante Aufzeichnungen gelesen und er hatte das dumpfe Gefühl, sie seien nicht für die Augen eines einfachen Pfarrers bestimmt. Ärgerlich drängte er diesen Gedanken beiseite. Welch sonderbare Ansichten der Geheimrat Goethe vertrat. Das Göttliche präsentiert sich in allem Natürlichen...

Darüber konnte er später noch lange genug nachdenken. Jetzt musste er unbedingt wissen, wie die Antwort des Hofrats lautete. Der Mann zündete die Kerze auf dem Nachttisch an und nahm die vor ihm liegende Aufzeichnung:

03. November 1797

Werter Geheimrat,

so kurz vor meinem 38. Geburtstag hätte mir keine wünschenswertere Aufmerksamkeit zuteil werden können als Ihr überaus tiefsinniger Brief. Meine Bewunderung für Ihren ungebrochenen Naturidealismus kennt keine Grenzen und ich habe das Gefühl, dass Ihr beobachtender Blick, welcher so still und rein auf den Dingen ruht, Sie nie in die Gefahr setzt, auf Abwege zu geraten.

In den vergangenen Tagen habe ich mir immer wieder Ihre Vorgehensweise zur Erforschung der Natur durch den Kopf gehen lassen. Obwohl meine Ansichten in einigen Bereichen von Ihren Ergebnissen abweichen, möchte ich Ihnen meine Hochachtung aussprechen. Sie sind wirklich ein Genie; Sie begehen Wege, von denen die meisten Menschen nicht einmal zu träumen wagen. Sie suchen das Notwendige der Natur und wählen hierfür den schwierigsten aller Wege, den Weg über das „große Ganze“ hin zum einzelnen Individuum. Mich fasziniert der Gedanke, den Menschen als Teil der natürlichen Ordnung zu sehen und ihn somit gleichsam aus Materialien des gesamten Naturgebäudes zu erbauen. Der Makrokosmos spiegelt sich im Mikrokosmos – und umgekehrt!

Wenn Sie gestatten, möchte ich hierüber gerne in meinem Werk „Über naive und sentimentale Dichtung“ berichten.

Doch bei aller Begeisterung, schlage ich vor, sich nicht auf eine Theorie zu versteifen. Auch den modernen Wissenschaften kann ich einige Vorteile und interessante Sichtweisen abgewinnen. So abstrus und wunderlich, wie sie schreiben, erscheint mir Newtons Entdeckung, dass weißes Licht alle Spektralfarben enthält, bei weitem nicht. Ich wäre Ihnen allerdings trotzdem dankbar, wenn Sie mich hinsichtlich Ihrer neuesten Ergebnisse zum „trüben Medium“ auf dem Laufenden halten. Ansonsten treffen

Farben leider nicht so ganz meinen Geschmack. Die Welt dürfte gerne schwarz- weiß sein...

Auch ist Ihre Theorie zur Urpflanze in meinen Augen keine Erfahrung, sondern viel mehr eine Idee.

Darüber hinaus wurde mir bei der Lektüre Ihres Briefes bewusst, dass wir uns dringend über eine Definition des Begriffes „Idee“ unterhalten müssen. Ich sehe kein Problem darin, in manchen Situationen die Idee höher zu halten als die Natur. Weshalb sollten wir nicht unserer Vernunft vertrauen und was wir uns denken können einfach geschehen lassen – und sei es nur in unserer Poesie?

Ich muss gestehen, manchmal macht eine philosophische oder dichterische Beschreibung der Natur auf mich mehr Eindruck als der Anblick der Natur selbst. Auf diese Weise bekommt ein Sonnenuntergang, eine Wolke oder eine Blüte viel mehr Gesichter, schließlich sieht jeder das an sich gleiche Phänomen mit anderen Augen...

Was ich Ihnen mit meinen Ausführungen nahe bringen möchte, ist Folgendes: Wir dürfen auch manchmal einmal gewonnene Erfahrungen oder Prinzipien umstoßen, wenn wir der Auffassung sind, dass uns andere Theorien in unserer Urteilsfähigkeit und Erkenntnis weiterbringen.

Wenn ich mir die Frage erlauben dürfte, lieber Geheimrat, weshalb lassen Sie Ihren Faust an der Magie scheitern?

Was die Angst vor den Folgen der Trennung von Philosophie und Naturwissenschaft betrifft, so finden Sie mein vollstes Verständnis.

Auch ich mache mir Sorgen darüber, was die Zukunft, welche sicherlich unter dem Stern der Technik und Mechanisierung steht, für die Natur und den Menschen bringen wird. Deshalb würde ich eine Einbindung dieser Problematik in den Faust- Stoff sehr begrüßen. Ich wäre dankbar, wenn Sie über diese Möglichkeit nachdenken würden. Sie könnten eine Fortsetzung schreiben...

Ein gequältes Stöhnen von Seiten des Kranken ließ den Mann hochschrecken. Verstört und noch ganz unter dem Eindruck des Gelesenen blickte dieser auf. Nur schwach erhellte das Licht der Kerze den Raum, welchen die anbrechende Nacht bereits in graues Halbdunkel tauchte. Erschrocken stand der Mann auf. Er musste doch noch die Abendandacht halten und natürlich dem Sterbenden den Segen geben. Vielleicht konnte er die Frau fragen, ob er einige der Briefe mit zu sich nehmen durfte...

Es war spät, als der Pfarrer am Abend des 09. Mai 1805 das Haus an der Esplanade verließ - mit einem Stapel Briefen unter dem Arm. Er trat auf die Straße, blickte zu den Sternen auf und atmete die nach Flieder duftende Frühlingsluft ein.

„Ohne Zweifel, es gibt sie, diese Seelenkraft, welche aus der Ordnung des Kosmos hervorgeht.“

Das Gelesene noch vor Augen, trat der Mann den Heimweg an.

Einige Stunden danach starb Friedrich Schiller, der „letzte Edelmann“ (Goethe). Er wurde im Kassengewölbe auf dem Jakobsfriedhof in Weimar bestattet. Der Geheimrat Goethe kommentierte den Tod des Freundes wie folgt: „Ich... verliere einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.“

Literaturverzeichnis

- Der große Brockhaus. Wiesbaden 1956.
- Geschichte mit Pfiff: Weltbürger in Weimar, Nürnberg 3/99.
- GOETHE, Johann Wolfgang (von): Faust, der Tragödie erster Teil. 29. Hamburger Leseheft.
- SCHAMI, Rafik: Der geheime Bericht über den Dichter Goethe. Carl Hanser Verlag München Wien 1999.

Internet:

- „Schiller“:
www.lehrer.uni-karlsruhe.de/~za874/homepage/schiller.htm